JUNTA DELEGADA
DEL
TESORO ARTÍSTICO

Libros depositados en la
Biblioteca Nacional

Procedencia

F Madrazo

N.º de la procedencia

Mad. 569

Prag 1840 P. Bohmanns Erben.

Das Vater Unser

in neun Blättern,

gezeichnet und radirt von

Joseph Führich;

und mit einem ausführlichen Texte begleitet

von

Anton Müller,

k. k. Professor der Aesthetik und Geschichte der Philosophie an der Prager Universität.

Zweite Auflage.

Prag.

Peter Bohmanns Erben.

1840.

63481

Vorwort.

Wenn sich der Leser meines Textes denken will, daß ich ihn mit Führichs Bildern heimsuche, um sie an seiner Seite durchzusehen, so hat er den rechten Punkt getroffen; denn ich will weder loben noch tadeln, sondern mich mit dir freuen, trauter Leser! über all das Schöne und Erbauliche, so uns in den Darstellungen des jungen Künstlers begegnen wird. Nur ein Wort erlaube mir, ehe du das Titelblatt ansiehst!

Nach wenn keine Auktorität für die Göttlichkeit des Vater-unser spräche, so müßte jeder, der es mit hellem Verstande und unverdorbenen Herzen liest und zu Gemüthe führt, seinen Ursprung von oben erkennen. Wie treffend und umfassend sind die in dem Gebete ausgesprochenen Ansichten über die allgemeinen Bedürfniße der Menschheit — nicht über das, was dem Einzelnen auf Unkosten des Ganzen frommen mag; sondern was Allen und Jedem noth thut. Eine ganze Sittenlehre liegt in den sieben Bitten eingeschlossen; — eine Sittenlehre, die nur der Afterphilosoph verschmähen kann, weil sie der Einfalt zusagt, vor der aber der redliche Denker beschämt da steht und sich beugen muß. Und dieß alles so schlicht hingestellt in einem Gebete voll kindlicher Demuth und Innigkeit! Was sind alle prachtvollen Beiwörter der Gottheit gegen die zwey Worte „Unser Vater"? Wahrlich nicht am Gebete, sondern an uns liegt es, wenn es seine tröstende und heiligende Wirkung verfehlt.

Es gab Jahrhunderte, in denen sich der Einfluß eines durch Gott selbst angeordneten und geregelten Gebetes sichtlicher zeigte, als in unseren Tagen. Die Zahl der modernen Gebet- und Erbauungsbücher heißt Legion; eines drängt das andere und doch ist die Frömmigkeit einer Zeit dahin, deren Rauhheit und kühne Abentheuerlichkeit dem überzarten Klüglinge ein Gräuel ist. Was hat unser glattes, überfeinertes, allbedächtiges Geschlecht gegen Jahrhunderte aufzuweisen, in denen sich weder der Ritter noch der Gelehrte schämte, seinen Glauben und sein Gebet mit dem Gemeinsten zu theilen? — Etwa einige scharfsinnige Untersuchungen über die Frage: ob unser Gebet Gott bestimmen kann, und in wiefern es dem Beter abgesehen von seiner Erhörung nützt? gerade als ob es ein Hausmittel wäre, von welchem der gutmüthige Rathgeber versichert, daß es auf keinen Fall schaden werde. Oder das zur Nachahmung reizende Geständniß eines bekannten Schriftstellers, der in Schillers Lied „an die Freude" mehr Erbauung gefunden zu haben betheuert, als im kräftigstem Gebete? — Daß doch mit dem Gebrechen einer hingesunkenen Zeit so gern das Herrliche schwindet, welches sie auszeichnete! Nicht die Stiefelgläser, nicht die Liebeshöfe, nicht die Turnierschranken der Chevalerie zwingen mir diesen Seufzer ab, sondern

die Treuherzigkeit, die Thatkraft unserer Altvordern, und vor allem ihr frommer Sinn. Bist du meiner Meinung, lieber Leser! so wirst du auch unsern Führich nicht tadeln, daß er dich in seinen Bildern um einige Jahrhunderte zurück versetzt in die gläubige, andachtvolle Ritterzeit.

Du wirst dich aber auch nicht an seinen Mysticismus stoßen, wenn du unterscheidest zwischen wahrem Mysticismus und den Ausgeburten einer kränkelnden Phantasie, die mit dem Heiligen ein unwürdiges Spiel treibt. Niemand ist mehr gegen die übertriebene Romantik und Mystik in der Kunst eingenommen, als ich. Aber müssen wir denn immer das Kind mit dem Bade verschütten? Nimm der Kunst alles Romantische und Mystische und siehe zu, wie viel und was übrig bleibt. — Mit dem Glauben an übermenschliche Wesen ist das Romantische gegeben, und mit der Offenbarung das Mystische; denn es ist keine Offenbarung ohne Geheimnißlehren. Wenn es aber die höchste Aufgabe der Kunst ist, im Sinnbilde darzustellen, was außer dem Gebiete des Wissens liegt und nur dem Glauben und der frommen (nicht phantastisch frömmelnden) Ahnung angehört, wenn endlich die Offenbarung selbst den Künstler auf jene Bilder hinweist, in denen er das Heilige veranschaulichen darf, ohne es zu entwürdigen: so verdient er unser Lob, so oft er diesem Winke treulich gehorcht und für die Himmelsgabe seines Talentes dem Himmel wieder die Ehre giebt. —

Dieß wollte ich sagen, geneigter Leser! ehe wir Führichs Bilder mit einander durchgehen. Laß uns nun das Titelblatt betrachten!

Titelblatt.

Du kannst dir das Titelblatt auch als eine Votivtafel denken, die irgend ein frommer Künstler für all die Segnungen des ersten Gebetes in der Vorhalle eines gothischen Tempels aufgestellt hat. Zu unterst steht oder kniet vielleicht in einer spitzzulaufenden Nische der Künstler mit dem Werkzeuge seiner Kunst. Die Hände ruhen auf einem Täfelchen mit den Anfangsbuchstaben eines frommen und gewichtigen Spruches: Omnia ad majorem Dei gloriam; Alles zu größerer Ehre Gottes. Der Künstler scheint sich den Spruch zur Norm seines Dichtens und Schaffens gewählt zu haben; denn daß er sinnt und mit Erhebung seines Geistes sinnt, sehen wir auf den ersten Blick. Die Ehre dessen will er feyern, vor dem sich der Seraph beugt und der Verklärte seine Krone niederlegt. So weit ihn die Kunst darstellen darf im Bilde, sieht ihn dein Auge hoch oben mit den Insignien der höchsten Macht, in seinem Schooße die Welt mit dem Zeichen des Sohnes, auf seiner Brust mit ausgebreiteten Schwingen den Geist, an seiner Seite zwey Engel, aufgelößt in Andacht und Demuth. Ist es doch, als ob der sinnende Künstler mit Klopstock betete:

Du warst! du bist! wirst seyn!
Du bist!
Wie soll ich dich denken!
Meine Seele steht still, erreicht es nicht!

Nur ein Moment im Verlaufe der Empfindung kann der Maler fest halten und darstellen; vermöchte er mehr, so müßte sich das schwermüthig-sinnende Antlitz des Jünglings in der Nische allmählig in Entzücken verklären bei der Erinnerung an die Worte Christi: "So aber sollt ihr beten: Unser Vater! der du bist im Himmel! Geheiliget werde dein Name!" Er müßte in diesen himmlischen Worten nicht nur die befriedigende Antwort auf die Frage finden: Wie soll ich dich denken? sondern die tröstliche Beglaubigung, daß er sich den schönsten Wahlspruch erkohren habe; denn was sagen die Worte „Alles zu größerer Ehre Gottes" mehr aus, als die erste Bitte des Vater-unser? Wenden wir unsere Blicke auf das oberste Feld rechter Hand. Joseph und Maria beten das Kind an, bei dessen Geburt Engel des Himmels sangen: Ehre sey Gott in der Höhe und Friede den Menschen, die eines guten Willens sind, — den Gottmenschen, dessen Geschichte die frohe Bothschaft heißt. Die Worte seines Vorläufers, der sich mit der Stimme des Rufenden in der Wüste vergleicht, lauten: Bekehret euch; denn das Reich Gottes ist nahe. — Sie tönen herüber bis in unser Jahrhundert. Noch immer thut die inbrünstige Bitte noth: „Dein Reich komme zu uns!" Das Reich der Liebe und des Friedens.

In dem zweyten Felde sehen wir den Heiland auf den Knien, vor ihm in den Wolken den Kelch des bitteren Leidens, er drückt die gefalteten Hände an seine Brust und scheint den Mund zu den Worten zu öffnen: Herr! nicht mein Wille, dein Wille geschehe! — Wenn schon die erste und zweyte Bitte des Vater-unser dem Herzen des Betenden mehr seyn soll, als ein frommer Wunsch, so gilt dieß vorzüglich von der dritten. Wer die Worte „Dein Wille geschehe, wie im Himmel, also auch auf Erden," im Geiste und in der Wahrheit beten will, der muß resignirt haben auf Alles, was ihm lieb und theuer ist, und sollt es sein eigenes Kind oder sein Leben seyn. —

Im dritten Felde stellt uns der Künstler das Wunder der Speisung mit fünf Broden und zwey Fischen dar. Die versammelten Schaaren hatten über ihre Seele den Leib so ganz vergessen, daß der gütige Heiland ein Wunder wirken mußte, um ihnen reichen zu lassen, um was er uns in der vierten Bitte flehen heißt: Gieb uns heut unser tägliches Brod!

Im vierten, das ist im obersten Felde links Rand, weint Petrus die bittersten Thränen der Reue. Vor ihm steht der unselige Hahn mit geöffnetem Schnabel und schreit ihm seine Schuld ins Ohr. Wie sehr muß das schwere Vergehen der Verläugnung seines Meisters, das Herz des Mannes drücken, der vor Kurzem über die Verworfenheit der Söldlinge, die seinen Lehrer griffen, so tief ergrimmte, daß er das Schwert zog. Und nun ringt er die Hände! Vergieb uns unsere Schuld, als auch wir vergeben unsern Schuldigern! —

Im fünften Felde erblicken wir Christum in der Wüste, vor ihm den Versucher. Ein Leben voll Wollust, Ruhm und Macht sind die Lockspeisen des Lügenvaters und Verderbers. Vor dem Gottmenschen schauerte der Satan in sein Nichts zusammen: Aber der weiseste von uns fällt des Tages siebenmal. Führe uns nicht in Versuchung! —

Das sechste Bild ist eine Erlösung aus dem Fegfeuer, durch welche der Künstler die letzte Bitte des Vater = unser andeuten wollte.

So hat uns denn Führich gleich im Titelblatte das Gebet des Herrn auf eine würdige Weise dargestellt. Ein schöner Tempel will eine schöne Façade, und wohl begonnen ist halb gewonnen.

Warum sich Führich zur Disposition des Titelblatts gerade dieß Bauwerk, gerade diesen Zierrath, gerade diese Faßung der Seitenbilder erdacht hat, wird mein Leser aus dem Vorworte wissen. Er wird sich aber auch nicht an die Züge von Schwermuth im Antlitze des sinnigen Künstlers stoßen, wenn er den Innhalt des Vater = unser je bedacht, und empfunden hat, wie sehr es uns noth thut, zu beten, wie unser Heiland gelehrt hat.

Wenn du aber unserm Führich schon aus dem Titelblatte gut geworden bist: so wisse, daß ihm der Jüngling in der Nische ähnlich sieht.

Vater unser.

Dein erster Blick begegnet in diesem Blatte wieder der hochehrwürdigen Gestalt, deren Glorie über die Marken des Titelkupfers hinaus gieng. Du siehst nicht mehr den Scepter in der Linken des Vaters. Sie hält die Welt, und drückt sie an die Brust voll Huld und Erbarmen.

Jehovah ist heruntergestiegen aus dem Kreise der tausend Sonnen, die seinen Thron umgeben, senkt den allliebenden Blick auf die Erde und streckt seine Rechte aus, ihre Saaten zu segnen und ihr Gewässer und den Baum, der die Hütte des Landmanns beschattet, und den Wanderer, der auf seinem Bündel schläft, und die Gestirne, die dem Menschen leuchten. Er schwebt in dem Opferrauche, der ihm von den Zinnen seiner Berge aufsteigt, wenn sich die goldene Sonne hebt. —

Es ist Morgen — ein schöner Juniusmorgen. Die Landschaft flimmert im Golde der aufgehenden Sonne. Uiber den stillen Fluß gleitet eine Fähre; tiefer im Hintergrunde pflügt ein Bauer, noch tiefer kaum bemerkbar steht ein Hirt unter seiner Heerde. Links flattert ein Heer von Raben auf; auch auf sie fällt der Segen Gottes. Zwischen dichten Kornfeldern sehen wir wahrscheinlich die Bewohner des friedlichen Gehöftes, von dichten Bäumen umringt. Der Hauswirth scheint das Prognostikum der Witterung für den Tag zu stellen; aber der Großvater hat sein kahles Haupt entblößt und ist auf die Knie gesunken. Alles ist wach; in dem nahen Dorfe steigt Rauch auf. Nur einen erblicken wir in tiefem Schlafe — den Wanderer im Vordergrunde.

Er muß gestern einen weiten Weg zurückgelegt und unter Gottes Himmel mit den Worten: „unser Vater!" eingeschlafen seyn, sonst müßten ihn die Demonstrationen des Wetterpropheten aus dem Morgentraume wecken: aber er schläft wie er sich gestern mit entblößtem Haupte auf sein Ränzlein gelegt hat. Auch der Großvater scheint sich wenig um seinen Sohn oder Eidam zu kümmern, und ich müßte mich sehr irren, wenn er nicht gerade das Vater = unser betet. —

Wir sind alle Wanderer; mag uns ein Demantgewölbe decken oder ein Strohdach, wir schlafen doch unter Gottes Himmel; seinem Segen wehrt kein Kerker, seinem Blize keine Felsenburg. Warum legen wir nicht den drückenden Hut unserer eitlen Sorgen und Pläne vor dem Schlafengehen bey Seite und rufen: Unser Vater! — Der Greis wird zum Kinde; wie gern hebt das Kind seine kleinen Hände zum Himmel. Warum verderben wir die Morgenstunden mit eitlen Kalendermachen?

Führich hat uns, um Gottes Vatergüte recht anschaulich zu machen, in das tiefste Land geführt. In der Stadt begegnen uns die Werke der Menschenhand; auf dem Lande zeigt sich das Walten und unaufhörliche Schaffen der Gottheit. „Seht die Lilie des Feldes, „wie sie wächst! Sie arbeitet nicht, und spinnt nicht; dennoch sage ich euch, nicht einmal Salamon in seiner vollen Pracht, war so gekleidet „wie eine derselben."

Nicht im Blumentopfe, im freyen Felde müssen wir die Blume sehen, wenn diese herrlichen Worte ihre volle Wirkung hervorbringen sollen. Es ist herzerhebend, mit der versammelten Gemeinde in den Hallen des Tempels zu beten; aber du wirst es auch versucht haben, wie frey sich der Geist in Gottes freyer Natur aufschwingt, etwa an einem schönen Frühlingsmorgen, wenn dich der Schlaf gestärkt hat, und die Luft dich kühlt und labt wie der Odem Gottes — und das Himmelszelt sich unermeßlich ober dir ausbreitet. Da wirst du aber auch empfunden haben, daß sich dein Gebet in einen Gedanken auflößt, der unerschöpflich ist, wie das Meer — in den Gedanken: Vater! Unser Vater! —

Geheiliget werde dein Name.

Führich hat die fromme Bitte „Geheiliget werde dein Name" als ein Geboth aufgefaßt und in einem rührenden Beyspiele seiner Befolgung zugleich angedeutet, wie wir den ehren sollen, der unser Herr und Richter und Vater ist. Kind, Jüngling, Mann und Greis sehen wir der Erfüllung einer Pflicht entgegeneilen, mit welcher der Christ sein Tagewerk beginnen soll. Es ist Sonnenaufgang. Die Mutter, die wir am Arm ihres Gatten erblicken, muß früh aufgestanden seyn, um die zwey Kleinen zu waschen, glatt zu kämmen, und so schmuck anzukleiden, als wir sie gekleidet sehen. Dort steigt ein zweites Ehepaar die Stuffen zum Kirchhofe herauf; nicht Saumseligkeit, sondern die schwere Last des Alters hat ihre Schritte verzögert. Der Jüngling auf der Schwelle der Vorhalle schämt sich nicht, einem Gebrauche zu folgen, der ganz geeignet ist, uns zu jener Demuth zu stimmen, mit der wir vor den Altar Gottes treten sollen. Er hat sich mit Weihwasser besprengt, weiht sich ein durch das Zeichen des heiligen Kreuzes und beugt sein Knie vor dem dreyeinigen Gotte. Anders bereitet sich der Ritter, der mit den Seinigen die Mitte füllt, zum Dienste des Herrn vor. Er verrichtet ein Werk der Liebe. Kaum ist sein Blick auf den armen, lahmen Greis gefallen, als er in die Ledertasche langt, um ihn mit einer milden Gabe zu trösten. Bey all dem Mitleide, das er fühlt, spricht sich in seinem Antlitze und in der ganzen Haltung des Körpers dennoch jener würdevolle Ernst aus, mit welchem der Mann das Gute übt. Im Weibe äußert sich die Tugend als Huld und Erbarmen. Das Almosen der Ritterfrau ist ein Blick liebevoller Erbarmung, eine Gabe, welche der Arme lieber nimmt, als das Silberstück, das ihm der ekle Stolze zuwirft, um einen widrigen Anblick los zu werden. Wie freut sich das liebe, kleine Ebenbild der Mutter, daß der Vater in die Tasche greift! Scheint ihm das Kind nicht im Namen des Alten ein „Gott lohn es!" zuzurufen? Wie auffallend sticht aber gegen das Mägdlein das gerade, strenge Wesen des Bruders ab? Schon in dem Knaben zeigt sich der Charakter seines Geschlechtes, gerade auf das Ziel loszugehen und liegen zu lassen, was außer dem Wege liegt. Der einzige Gedanke beherrscht den Jungen, daß er zur Messe soll. Dieser Gedanke hieß ihn sein Barett wahrscheinlich schon auf den Kirchstuffen abheben. Ich wette darauf, daß er, wenn ihn sein Schwesterchen nicht fest hielte, lieber allein gienge, um nur in seiner Intention nicht beirrt zu werden. Vielleicht noch schlimmer als der lahme, halbnakte Greis ist das Weib daran, das am Eingange der Kirche sitzt. Der Alte scheint seinem Wohlthäter wenigstens entgegengerutscht zu seyn, aber das siechе Mütterchen sitzt da, als ob sie mit Blindheit und Taubheit und mit jener Apathie geschlagen wäre, welche so gut auf das höchste Wohlleben, als auf die höchste Armuth erfolgt. Wir wollen für sie auf eine reichliche Gabe hoffen, und wir können es mit Zuversicht, denn der Mensch ist

nie geneigter zu geben, als wenn er sich glücklich fühlt, und der Gedanke vor seine Seele tritt, daß der Unglückliche sein Bruder sey Beides gilt von dem Ritter; denn er ist in der Mitte seiner Lieben; er schreitet über den Boden hinweg, welcher den Sarg seiner Ahnherrn wie die sterblichen Reste der Armen deckt, die in seinen Gauen bettelten. — Er ist an einem Todtenschädel vorbeygegangen, von dem er nur dieß eine weiß, daß es ein Menschenschädel ist. — Hält er nicht den Rosenkranz in der Linken und kann der, vergessen, daß die Menschen Brüder sind, der Gott so oft als unsern Vater gegrüßt hat? Die Alte kann nicht leer ausgehen! Hat ja doch die milde Ritterfrau nicht ihre Börse daheim vergessen. Alles deutet in dem Bilde auf die heilsame Wahrheit hin, daß wir Gott am würdigsten ehren, durch Werke der Liebe und durch ein erbauliches Beyspiel, das wir der betenden Gemeinde im Tempel geben. Ich würde dich beleidigen lieber Leser, wenn ich dir nicht die Deutung der Bilder überließe, mit denen Führich die Fenster und die Vorderseite der Kirchenhalle geziert hat. — Wenn du die Legende vom heiligen Christoph gelesen und bedacht hast, warum Gott an diesem Herkules der Christen Wohlgefallen fand, und ihm doch am Ende auf eine empfindliche Weise zu verstehen gab, daß es bei aller Kraft und bei allem guten Willen nichts kleines sey, Christum zu tragen: so weißt du, warum sich der Künstler gerade diesen Heiligen wählte. Uibrigens hat er dadurch zugleich das Costum befolgt; denn nicht so leicht fehlte einer alten Kirche das Bild des frommen Christusträgers.

Zukomme uns dein Reich.

Welch ein Abstand der gegenwärtigen Landschaft von der des zweyten Blattes! Der Himmel düster, die Bäume entblättert, der ferne Berg starr, die Wege verschneyt! Nur mühsam watet das Lastthier durch den tiefen Schnee und furchtbar zauset der Winter im Mantel des eilenden Boten und im Haare des Wanderers, der in den Schnee gesunken ist, bei dem Anblicke des Hochwürdigen, der Speise der Engel, der Wegzehrung eines Sterbenden. Wie vielen Todtkranken mag der Priester, der ihn segnet, schon die Worte zugerufen haben: der Leib unsers Herrn Jesu Christ bewahre deine Seele zum ewigen Leben! Er selbst ist ein Bild des Winters, sein Gebein ausgedorrt; ist es doch als ob er seufzte: Herr! ich begehre aufgelöst zu werden. Armer Greis! Armer Pilger in der eiskalten Oede! Armer Kranker, der du zwischen Todesangst und der Hoffnung auf den letzten Trost schwebest, den dir die Mutter Kirche noch gewähren kann! Ist es etwa die ferne Hütte in der du dem Tode nahe liegst? — Eine schwermüthigere Deutung der zweyten Bitte, als sie sich in diesem Bilde ausspricht, gibt es nicht. „Zukomme uns dein Reich!" Sollen wir dieser Bitte noch die zweyte um ein glückliches Sterbestündlein beifügen, und mit dem knieenden Pilger an die Brust klopfen? Hast du das erflehte Reich nicht gefunden, der du dort in der Hütte schmachtest und bald vor den Pforten der Ewigkeit stehen wirst? — Ich kenne dich nicht; aber du bist über die Jahre der Unschuld hinaus, sonst würde dein Bote nicht so ängstlich eilen. Als von dir noch die Worte des Heilandes galten: Lasset die Kleinen zu mir kommen, denn ihrer ist das Himmelreich: trugst da in deiner kleinen Brust den Himmel. Itzt sehnst du dich nach den Worten der Vergebung, die der Priester im Namen Gottes über dich aussprechen wird; — sehnst dich nach dem Troste der Hoffnung auf das Reich Gottes, die er in dein banges Herz zurückrufen soll. Ist es mit dem Reiche Gottes, wie mit dem Rande des Himmels, den das Kind zu greifen meint, der aber immer weiter rückt, je weiter wir vorwärts schreiten, bis wir uns müde niedersetzen und mit einem Seufzer einschlummern? — Betrachtungen dieser Art müssen sich uns bei diesem Bilde aufdringen, und da sie im Geiste der Kirche und heilsam sind, da endlich das Bedürfniß der zweyten Bitte kaum eindringlicher dargestellt werden kann, als es unser Künstler rühmlich versucht hat: so dürfen wir ihn nicht tadeln, daß er mit den Forderungen seines Zweckes nicht den Ausdruck einer heitern Ansicht dieses Erdenlebens verbunden hat. Mein Leser kann überzeugt seyn, daß Führich die Worte Christi: „Wo drey in meinen Namen versammelt sind, bin ich mitten unter ihnen" so gut weiß, als jeder von uns, und, daß es in diesem Leben Momente gebe,

in denen wir den Vorgeschmack des Himmels genießen; aber diese Momente sind die einzelnen Sonnenblicke eines wolkigen Tages. Nur drüben leuchtet die Sonne des Glückes und der Wahrheit ewig hell und ungetrübt. So traurig diese Wahrheit lauten mag, so wahr ist und bleibt sie. Wenn wir den Himmel auf Erden nicht auf den Einzelnen, sondern auf das ganze Geschlecht beziehen wollen: so ist es allerdings gewiß, daß es der heiligmachende Geist Gottes auf wunderbaren Wegen zu seiner Vollendung führt; allein nie wird die Fülle jener Seeligkeit auf die Erde herabsteigen, von der es heißt, daß sie kein Auge gesehen, keines Menschen Herz empfunden hat. —

Dein Wille geschehe.

Wie schwer es dem Menschen oft wird, in die dritte Bitte des Vater-unser von ganzem Herzen einzustimmen, wirst du in deinem Leben wenigstens einmal erfahren haben, und hast du es nie, so zähle bei Zeiten, was dir lieb ist, und denke bei jedem, daß es der wieder nehmen kann, der es gegeben hat. Sieh die Edelfrau auf dem Blatte, welches unser Führich zu den Worten „dein Wille geschehe" gezeichnet hat. Vom Scheitel bis zum Saume ihres Gewandes steht sie da als das Bild der tiefsten Wehmuth und Verzagtheit. Der Schmerz der Trennung — vielleicht der ersten Trennung — hat ihren Mund verschlossen; nur mit halber Seele scheint sie die Worte ihres trauten Gemahls „Wie Gott will" zu vernehmen. Wie jammert ihn der Anblick seines jungen Weibes, das der schweren Pflicht der Resignation nicht seine Manneskraft entgegen zu setzen hat! Er faßt ihren Arm, als ob er sie aus dem dumpfen Taumel ihres Grames wecken wollte und deutet mit der Linken auf den Wohnsitz dessen, der unser Haupthaar gezählt hat, auf den Vater der Wittwen und Waisen. Wer kann beide sehen, ohne gerührt zu werden? Sie hat in ihrem Schmerze das Gemach offen gelassen, in dem sie am liebsten arbeitet und betet. Das Psalmbuch, der Spinnrocken, die Zither liegen da, wie sie ein gedrücktes Wesen verlassen kann, das bald dieß beginnt, bald jenes, um sich zu zerstreuen, und nirgends Ruhe findet. Aber es gilt auch dießmal. In dem finstern, tiefsinnenden Antlitze des kriegsergrauten Schildknappen steht die nahe Gefahr deutlich geschrieben. Der Ritter will nicht, daß ihm seine Traute länger das Herz schwer mache; er hat ihr den Weg vertreten. — Seine Mannen sitzen zu Rosse; der Thorwart stößt ins Horn; noch einige Augenblicke und die Reiterschaar donnert über die Zugbrücke und Todtenstille wird durch den Hofraum wehen, und die Schmerzbewegte weinend und ihr Knäblein an der Hand die Stuffen hinauf schwanken. Ein lieber Knabe! Er trägt den schweren Helm seines Vaters mit einigem Stolze, und so gern er mit wollte, so gern sieht er es doch, daß sein Vater die betrübte Mutter tröstet. Wir wollen hoffen, daß ihn keine Trauerpost zur Waise macht, und seine Mutter bald in der süßen Umarmung des Heimkehrenden den Schmerz der ersten Trennung vergesse. Der Verlust der Macht und des Reichthums ist nichts gegen den Tod des Geliebten, und das Leben einer Wittwe ist ein halbes Leben. Wenn dieß wahr ist, konnte sich Führich zur dritten Bitte eine andere Situation wählen, die eindringlicher und frömmer wäre? und konnte er sie besser ausführen? Was der Empfindung, die sein

Bild in unserm Herzen zurückläßt, den Beisatz eines süßen Trostes gibt, ist eben die Hoffnung des Besten, die der Fromme in den Worten ausspricht: „Was Gott thut, ist wohl gethan.“ Der scheidende Hektor ermahnt die trauernde Gattin, sich dem Schicksale zu beugen, dessen Beschlüsse keine Gewalt ändern kann; das den Helden wie den Feigen erreicht, sobald er einmal geboren ist. Tragischer mögen seine Worte klingen; aber der Gedanke an einen weisen, gütigen Vater, der am nächsten ist in der höchsten Noth, der den Todesengel dann sendet, wenn es dem Menschen nicht mehr frommen kann, zu leben, — dieser Gedanke ist himmlischer Trost im Leiden, und erleichtert uns die schwere Pflicht, auf das zu verzichten, was uns in diesem Leben werth und theuer ist.

Gib uns unser tägliches Brod.

Eine bescheidenere Bitte, als die vierte des Vater-unser gibt es nicht. „Unser tägliches Brod gib uns heute." Heißt das mit anderen Worten nicht so viel, als: Herr! gib uns heute, was wir für den Zeitraum eines Tages bedürfen? Und daß Christus von wahren nicht eingebildeten Bedürfnissen spricht, beweist das in der Bitte figürlich gebrauchte Wort „Brod." — Schamroth müssen wir werden, wenn wir unsere eiteln unersättlichen Wünsche mit den demüthigen, bescheidenen Worten unseres Herrn vergleichen; aber auch seufzen bei dem Gedanken, daß vielleicht tausende in dem Augenblicke, als wir uns mit Speise und Trank laben, Thränen der äußersten Noth weinen; daß ein Wolkenzug, der sich unheilschwanger über einem Königreiche entladet, den König wie den Bettler zittern machen, und auf sieben fruchtbare Jahre sieben dürre folgen können. Dem göttlichen Menschenfreund, der es manchmal versucht haben mochte, wie die Körner einer zerriebenen Waizenähre dem Hungrigen, und ein Trunck Wasser dem Durstigen munde, — der nicht vom Brode essen konnte, ohne Gott zu danken und zu theilen — ihm konnte es nicht entgehen, wie sehr es dem Menschen noth thue, um sein tägliches Brod, um erquickenden Regen und um reifenden Sonnenschein zu bitten. Wir sehen es im gegenwärtigen Bilde einen frommen Landmann in dem Augenblicke thun, als er den Saamen, seine Hoffnung für ein ganzes Jahr, der Erde vertraut. In seinem Antlitze spricht sich die bange Besorgniß eines Mißjahres aus; sein flehender Blick hängt an der Quelle des Segens; sein Mund ist zum Beten geöffnet. Er würde auf die Knie fallen, und dem Herrn für die Erhörung seiner Bitte danken, wenn ein sterbliches Ohr die nahen Schritte eines liebenden Engels und das leise Rauschen seiner Schwingen vernehmen könnte. Wie sorglich begießt der Engel hinter dem frommen Beter den ausgestreuten Saamen! Wie beugt er das himmlische Haupt, daß ihm ja kein Körnlein entgehe! Für wahr! der eigene Sohn des Landmanns könnte sich das Geschäft auf den Befehl seines Vaters nicht angelegener seyn lassen. — Es ist ein herrliches Bild, gleich erbaulich und treffend, und dieß alles mit so wenig Mitteln. Hätte es Führich erfunden, ohne den Glauben an schützenden Engel? Wenn sich Lessing in seinem Nathan gegen diesen tröstlichen Glauben aus praktischen Gründen erklärt, so gilt sein Raisonnement nur von einem einzigen Falle und auch kaum von diesem; denn das hartnäckige Beharren im Glauben an ein Wunder, das die überspannte Phantasie schuf und das beruhigte Gemüth für wahr hält, weil es ihm schmeichelt — ist dieß der Glaube an Engel wie ihn die Kirche will? — Wie herrlich stimmt die Lehre von den Engeln mit dem Gebothe der Liebe überein, welches nach dem Ausdrucke unsers Heilandes

das ganze Gesetz und die Propheten umfaßt? Können Wesen, die vollkommen aus der Hand des Schöpfers hervorgegangen und in ihrer Vollkommenheit beharrten, Höheres wirken, als Gott dienen, und Wesen niederer Art lieben, schirmen und zu sich heraufziehen? Aber kehren wir zu unserm Bilde zurück! Wenn dir auch der Storch auf der Hütte des Landmannes, die pickenden Hühner, die weidenden Rosse und Rinder entgangen sind, so wirst du doch den Vogel bemerkt haben, der seinen Jungen Speise bringt. Führich wollte uns damit zu verstehen geben, daß wir über die vierte Bitte nicht die übrigen sechs vergessen sollen, und daß es gut sey, sich bei den Worten: „Gieb uns unser tägliches Brod" manchmal an die Bibelstelle zu errinnern: „Seht die Vögel des Himmels; sie säen nicht, sie ärndten nicht und sammeln nicht in Scheuern; dennoch nährt sie der himmlische Vater. Seyd ihr denn nicht mehr, denn sie?" —

Vergib uns unsere Schuld.

Ohnstreitig das reichste der neun Blätter, welche Führich zu dem Gebete des Herrn geliefert hat! Sechszehn ausdrucksvolle Gestalten füllen es in der zweckmäßigsten Gruppirung aus, und nur so viel ist vom Vordergrunde leer gelassen, als nöthig war, den Gegenstand der Darstellung sogleich als solchen kund zu geben. Eine Schaar von Sündern hat sich um ihren Beichtvater versammelt, damit sie nach einem reumüthigen Bekenntniße ihrer Schuld die heiligen Worte der Vergebung aus dem Munde dessen vernehme, dem die Kirche in Gottes Namen die Gewalt gegeben, zu lösen und zu binden. Denen ernstlich darum zu thun ist, (und du kannst sie leicht von jenen unterscheiden, welche der Zwang des Kirchengeboths oder die bloße Gewohnheit dem Beichtstuhle zugeführt hat,) geht ihre Schuld tief zu Herzen. Eine Thräne der Reue zerdrückt der Greis, der sein Haupt unter der Bürde seines Bewußtseyns auf die gefalteten Hände beugt. Er sieht nicht, daß ihm sein Nebenmann den Vortritt abzugewinnen droht. Wie zittert jene Alte dort vor Angst! Und wie kontrastirt gegen sie die Jungfrau, die so eben aus dem Munde des Priesters ihr Bußurtheil vernimmt. Gewiß gehört sie noch zu jenen, von denen der Heiland sagt: „Wer rein ist bis auf die Füße, der wasche sie, damit er ganz rein werde." Wie so ganz in Andacht vertieft betet zu ihren Füßen ein frommes Mütterchen! und wie mischt sich in dem Ausdrucke ihrer vornehmen Nachbarinn mit der Empfindung der Reue ein gewisses Etwas von Affectation und Frömmeley! Das Bauernweib, so hinter ihr steht, scheint mit ihrem Gebetbuche alles mitgebracht zu haben was ein Beichtkind nöthig hat. Besser bereitet sich das Weib im Vordergrunde ohne Gebetbuch vor. Aber wozu kommentire ich diese sprechende Szene? Siehe lieber mit eigenen Augen und vergiß mir den bösen Hahn auf dem Beichtstuhle nicht und rechts und links den lohnenden und strafenden Engel, jenen mit dem Symbole des reinen Herzens, diesen mit dem Schwerte der Gerechtigkeit über dem Haupte des Sündenvaters. Fallen mir doch unwillkührlich die letzten Worte aus dem Evangelium von der Versuchung ein? „Hebe dich hinweg Satan! denn es steht geschrieben: Gott deinen Herrn sollst du anbeten, ihm allein sollst du dienen. Da verließ ihn der Versucher, und siehe! es traten Engel herbey und dienten ihm." Ist aber nicht die Beichte ein Bannmittel des Bösen? nicht das Gefühl des gereinigten Herzens die Seeligkeit eines Engels? Und freuen sich die Himmlischen nicht mehr über einen bekehrten Sünder, als über zehn Gerechte? — Übersieh auch die Geschichte vom verlohrenen Sohne nicht, welche Führich an dem Thürlein des Ortes anzudeuten wußte, wo der Sünder seinen ernstlichen Willen erklärt, wieder zum Vater zurückzukehren. Alles, selbst der Leichenstein vor dem Beichtstuhle, wirkt harmonisch zusammen

das Bedürfniß der Sündenvergebung und das Heilmittel, welches die Kirche dem wunden Gewissen vorschreibt, recht anschaulich zu machen. Wenn es aber der strenge Kritiker tadeln wollte, daß Führich nirgends auf den Nachsatz der fünften Bitte „als auch wir vergeben unseren Schuldigern" hingedeutet hat: so möge er bedenken, daß sich keiner dem Beichtstuhle nähern soll, ohne aufrichtige Vergebung jeder erlittenen Unbilde. Bitten wir doch vor dem Empfange des Sakramentes der Buße unsere nächste Umgebung um Verzeihung jeder wissentlichen und unwissentlichen Beleidigung. Eine Versöhnungsscene wäre in gegenwärtigem Blatte eben so überflüßig, als sie das Interesse theilen würde. —

Führe uns nicht in Versuchung.

Worauf der Tugendhafte jeden Augenblick zu resigniren bereit seyn muß, gerade daraus flicht der Versucher sein Netz. Die feineren Fäden sind Wohlleben, Ruhm und Herrschaft; die gröberen Gold, thierische Lust und äußerer Glanz. Das achte Bild Führichs gilt der Bitte, Gott möge uns dem Höllennetze nicht nahe treten, oder wenn unser Lebenspfad vorbeiführt, nicht seit- und rückwärts blicken lassen. Dort lauert das furchtbare Chamäleon auf Beute. Der Pilger, der nicht vorwärts will, glaubte an einem Felsen vorüber zu gehen. Nun aber brennt ein Schatz auf; der trügerische Glanz des Goldes fällt auf drei Dienerinnen der Hölle. Wie die eine Scham heuchelt und sorglich hinspäht, ob sie auch vom Pilger gesehen werde! Wie die andere aufgelöst zu seyn scheint in Liebe und Sehnsucht, und die dritte ihr Verlangen nicht mehr zähmen kann! — Willst du dem schützenden Engel deine Hand entreißen, Wahnsinniger? — Siehst du nicht, daß es ein Sumpf ist, aus dem die Wollust dir die Arme entgegen streckt? ein Sumpf, aus welchem der Mammon aufblitzt? Siehst nicht, daß seine Strahlen in einen Irrwisch zusammenwirbeln, und in ihm verlöschen? Daß hundert Geister ihre Augen öffnen, um deinen Fall zu sehen, um dir mit Hohnlachen zuzurufen: Auch du bist unser! — Oder meinst du mit einem halben Blicke loszukommen, ohne geblendet zu werden? — Du baust zu viel auf deine Tugend, wenn du das Laster in seinen Reizen schauen und hassen willst. — — Nicht einmal seinen Engel will er hören. — Bald wird sein Geisterarm gegen das Gewicht der Sinnlichkeit nichts mehr vermögen, der Stab mit dem heiligen Kreuze wird der Hand des Gedankensünders entfallen und weinend wird sich der Seraph in die Räume erheben, aus denen er liebevoll herabstieg. — Es ist nicht möglich, die sechste Bitte des Vater-unser näher an das Herz zu legen, als es dem trefflichen Führich gelungen ist. Das Lehrreiche dieses Bildes liegt aber nicht auf der Oberfläche. Der Pilger auf unseren Bilde ist kein Jüngling, sondern ein vollendeter Mann. „Natürlich" wirst du sagen, „um die Gewalt des Reizes zum Bösen noch mehr zu veranschaulichen, denn die Jugend ist leicht zu verführen". Richtig! allein ein zweiter Grund liegt tiefer. Denke dir einen Mann, der die Geißel der Noth schon in seiner Kindheit gefühlt und der Tugend schon als Jüngling Opfer gebracht hat, bei welchen ihm das Herz noch in Mannesalter blutet. Denke dir sein Leben als eine Reihe von Entbehrung, Mü-

he und Resignation. Bis zur Schwelle des Alters hat er geduldet und entsagt, während Freunde und Feinde das Leben genoßen, schwelgten und guter Dinge waren. Wie leicht regen sich die Fragen in seiner Seele: „Bin ich nicht auch in Arkadien gebohren? Soll nur ich allein das Leben verlassen, ohne es genossen zu haben? Wie wenn die Tugend eitler Wahn wäre? — Wenn ich mich selbst um mein Erdenglück betrogen hätte?" — Stell' ihn mit diesen Zweifeln der Versuchung gegenüber, und er wird wanken und fallen, wenn er nicht die letzten Kräfte zusammenrafft. Unser Pilger hat im Leben viel gelitten: seine Wangen sind eingefallen, und er würde sich itzt schwerlich von seinem Engel wenden, wenn er sich jene Fragen nicht aufgeworfen hätte. —

Erlöse uns vom Uibel.

Hier hat es der Versucher nicht wie vorhin mit einem Manne zu thun, der müde ist länger zu entbehren und zu entsagen, sondern mit einem Knaben, welcher die Sünde nicht begehrt, weil er ihre Reitze nicht kennen gelernt hat. Der entschleyerte Busen einer schnöden Dirne würde ihn entrüsten, das auflodernde Gold erschrecken. Hier gilt es anders zu wirken; nicht zu lauern hinter dem aufgestellten Netze, sondern hinzutreten im Talar des falschen Propheten, die Krallen einzuziehen und den Pferdefuß zu verstecken. Hier gilt es den Sophisten zu spielen, den Saamen zur Sünde unvermerkt in das unbefangene Herz zu streuen und an den guten Pflänzchen leise zu ziehen, bis sie locker werden und welken. Aber auch das leiseste Antasten der Heiligthümer, welche die Unschuld in ihrer Brust verschließt, entgeht ihrem Zartgefühle nicht und ein fortgesetzter Versuch des schändlichen Kirchenraubes erfüllt sie mit der Angst dessen, der unter Banditen gerathen ist. Wohl ihr, wenn sie, wie unser pilgernder Knabe, die Hände zum Gebet erhebt und mit aller Kraft an dem Gedanken hängt, daß das heiligste Wesen ein liebevoller Schirmer der Unschuld ist. Wir seh'n das Gebet unsers kleinen Pilgrims erhört. Im Strahle des himmlischen Lichtes steht ihm ein Engel zur Seite, legt die schirmende Linke auf die Schulter des Geängsteten und donnert dem Erzfeinde die Worte zu: „Du hast keine Gewalt an diesem!" — Aber er muß das siegreiche Schwerdt erheben, eh' der Zögernde mit den scheußlichen Helfern seinen Finsternissen zueilt. Welch ein Ingrimm im verzerrten Antlitze und in der geballten Faust! Noch immer will er die krallige Rechte nicht zurückziehen! Die höllische Minerva hat einen Weg durch seine Kappe gefunden und huscht davon, dennoch wendet ihr Vater das grimmige Antlitz nicht zur Flucht. Magst du auch ähnliche Gestalten, wie diesen Engel und diesen Teufel gesehen haben, die Erfindung des Ganzen gehört dem Künstler allein an. Uibersiehe den Nakten nicht, der aus dem Pfuhle der Sünde seine Arme der Erlösung entgegenstrekt. Wenn es der Wanderer wäre, den wir im vorigen Blatte in einen Sumpf verlocken sahen! Wenn er den Stab des Kreuzes von sich geworfen hätte, um sich nun verlassen und nakt zum Kreuze zurückzusehnen! Es ist das einzige Mittel zum Heile für den, der den warnenden Engel von sich wies. — Nur der Gottmensch konnte nach drei Decennien seines Lebens fragen: „Wer von euch kann mich einer Sünde beschuldigen?" — Wir, die wir seinen Namen tragen, müssen entweder mit dem geängsteten Knaben, oder mit jenem ringenden Sünder zum Himmel flehen: Erlöse uns vom Uibel. Amen.

Papier aus der k. k. priv. v. Schönfeld'schen Fabrique.

MUSEO NACIONAL
DEL PRADO
Das Vater unser
in neum Blätern
Mad/569
1073247